

# Illustrierte Zeitung für Kleine Leute



Drei Kameraden.



## Die Traube von Surançon.

Eine Sage des Béarners Landes. Der Jugend erzählt von Elisabeth Müller.



Als die Mauren sich Spanien unterworfen hatten, führte sie ihr Eroberungsgelüste auch über die Pyrenäen, nach dem Süden des Frankenreichs; wie eine wilde Räuberhorde fielen sie hier ein, alles weit umher verwüstend: harmlose Männer, Hirten erschlugen sie, führten die Männer fort, raubten die Weiber und verübten alle nur erdenklichen Schandthaten.

Schon mancher Held, wie Karl Martell, war gegen sie ausgezogen und hatte die ungebetenen Gäste mit starkem Arme zurückgeworfen; allein sie versuchten es immer wieder auf's Neue, weiter vorzudringen und beunruhigten fortwährend die Grenzen. Endlich aber sollte ihnen das Wiederkommen gründlich und für immer verleidet werden: Karl der Große sammelte eine große Heeresmacht und zog, an der Spitze seiner berühmtesten Helden, gegen diese ewigen Friedenstörer und jagte sie bis über den Ebro zurück.

Auch Roland, der vielbesungene Held und Viebling des großen Frankenkönigs, befand sich in der Schaar und starb, sammt den meisten seiner treuen Knapen, den Heldentod im Thale von Ronceval; die wenigen Ueberlebenden derselben verirrt sich in dem wilden Gebirge, hierhin und dorthin.

Einer dieser Rolands-Knapen, Mangist genannt, ein ebenso frommer und tapferer Mann, kam nach langem Umherirren in die Gegend des Béarners Landes, wo jetzt das schöne Dorf Surançon liegt, nicht weit von der Hauptstadt Pau, und welches seitdem durch den vortrefflichen Wein, der dort wächst, berühmt wurde. Damals aber war fast das ganze Land nur ein wilder Wald und in diesem, gerade an der Stelle, wo jetzt die Kirche des Dorfes steht, baute Mangist sich eine Klausen aus Baumzweigen und Moos, richtete vor dem Eingang ein

Kreuz auf und legte seine Waffen und Kriegskleid ab, um nach der Weise der Klausner jener Zeit fortan sein Leben nur Gott zu weihen und ihm zu dienen, nämlich durch Fasten und Beten und in Werken der Barmherzigkeit. Seine Nahrung bestand aus Wurzeln und Beeren des Waldes, sein Trank war das Wasser aus der klaren Felsenquelle und seine Kleidung verfertigte er sich aus Thierfellen.

Der Ruf von seinem gottesfürchtigen Leben verbreitete sich bald weit umher, und wo Jemand krank wurde oder im Sterben lag, da wurde Bruder Mangist gerufen, denn er verstand auch heilsame Arzneien zu bereiten aus allerlei wunderbaren Kräutern, deren Heilkräfte er kannte; auch konnte er Fieber und Sacht durch Händeauflegen und Beten vertreiben.

In dieser Weise waren viele, viele Jahre vergangen und Mangist bereits ein Greis im Silberhaar, als er einst zu einem sterbenden Ritter gerufen ward, welcher sich im Gebirge verirrt hatte und von einem Felsen hinabgestürzt war. Der Sterbende wurde von dem brennendsten Durste gequält und verlangte sehr nach einem stärkenderen Trank als das Wasser war, welches man ihm geboten, weil man nichts anderes hatte. „Ach!“ seufzte er, „könnte ich doch noch einmal meine Rippen an solch edelm Weine neken, wie ihn mir meine Frau Mutter so oft zum Schlafrunk kredenzte!“

Daß er diesen letzten Wunsch des Sterbenden nicht erfüllen konnte, ging dem guten Bruder Mangist gewaltig nahe; wohl suchte er weit und breit, ob er nicht einige Tropfen austreiben könne, allein seine Bemühungen wurden leider von keinem Erfolge gekrönt, denn hier im Schatten mächtiger Eichen wucherten zwar Stechpalmen, Ginster, Epheu und Waldbreben in üppiger Fülle, Brombeersträucher warfen ihre Ranken nach allen Seiten, Moose und Flechten überdeckten gleich einem sanften Teppich das scharfste Felsgestein, ja, auch selbst Beeren, wie z. B. Vogelbeeren, Himbeeren und Schlehen reiften noch wohl am Sonnenlicht,



das seinen Weg durch das Dickicht des kräftigen Laubwerks zu ihnen fand, aber Weinreben, Reben, aus deren Traube der süße, feurige Wein gepreßt wird, die fand der bekümmerte Mungist nirgends, die waren damals dort noch unbekannt und er mußte daher zu seinem großen Leid den sterbenden Mann ohne das gewünschte Labfal von hinnen scheiden lassen.

Heiß und innig betete er alsdann, Gott möge ihn jene edle Himmelsgabe irgendwo auf finden lassen, damit er künftig Kranke und Altersschwache mit dem stärkenden Saft der Traube erquicken könne, und siehe da! sein Gebet wurde auf wunderbare Weise erhört. Eines Morgens, als er bei dem ersten Scheine des Morgenrothes vor seine Klausel trat, um vor dem dort aufgezogenen Kreuze sein Gebet zu verrichten, sah er zu seinem mit heiliger Ehrfurcht gemischten Erstaunen, wie sich zarte Ranken einer Weinrebe um den Fuß des Kreuzes wandten, als wollten sie das Symbol des Glaubens anbetend umschlingen. Man befand sich in der Frühlingszeit und die Rebe trieb bereits bräunlich-grüne Blätterknospen.

Mungist betrachtete dies so lange und heiß erbetene Gnadengeschenk mit heiliger Scheu, sank dann auf seine Knie und brachte dem Geber alles Guten seinen tiefgefühlten Dank dar.

Unter der sorgsamsten Pflege des guten Klausners wuchs dieser Weinstock nach und nach kräftig empor und bekleidete das Kreuz mit seinem heitergrünen Blättergeschmuck; bald zeigte sich eine Blüthe daran — aber auch nur eine einzige, und Mungist gelobte deren Frucht, die Erstlingsfrucht, in Dankbarkeit dem Himmel. Mit inniger Freude beobachtete er das stufenweise Wachsen und Reifen derselben, von den harten grünen Beeren bis zu der durchscheinenden, rubinrothen Traube, welche wie unzählige, aneinanderhängende Blutstropfen, das Blut der Erlösung, am Kreuzestamm vergossen, gleichsam versinnlichten.

Diese Traube, die der fromme Bruder Mungist schon von der Blüthe an dem Himmel geweiht, blieb ihm fortan ein Heiligthum, das er sorgsam hegte und pflegte wie seinen Augapfel und stets betrachtete er sie mit heiligem Entzücken.

Eines Tages aber, an welchem die Sonne

ihre glühenden Strahlen auf die Erde niedergesandt und den köstlichen Saft der Traube mit ihrem Feuer durchdrungen, so daß sie in vollständiger Reife sich dunkelroth gefärbt hatte, sah Mungist, der vor seine Klausel getreten war, um seine abendliche Andacht vor dem Kreuze zu verrichten, vom Walde her einen Ritter in goldglänzender Rüstung, der einen stolzen Rappen ritt, sich der Klausel nähern. Als dieser den Klausner erblickte, hielt er an und begehrte von demselben einen erfrischenden Trunk. Mungist beeilte sich, dem Wunsche des Durstenden Folge zu leisten; er holte eine hölzerne Schale, schöpfte damit das krystallhelle Wasser aus der nahen Felsenquelle und bot dies dem fremden Rittersmanne freundlich dar.

Der aber, als er das gebotene Wasser erblickte, lachte höhnisch auf und fragte: „Hast Du wirklich nichts Besseres, Alter? Mächtiges, gemeines Wasser ist kein Trank für einen Rittersmann, besonders aber nachdem er stundenlang in diesem verwünschten Walde umhergeirrt ist.“

„Ich bin nur ein armer Einsiedler,“ erwiderte Mungist sanftmüthig, „der sich an dieser edeln Gottesgabe genügen läßt, um seinen Durst zu stillen. Mögen die Himmlischen auch Euch den Trunk segnen.“

Der Ritter versuchte mit verdrießlicher Miene einen Schluck des guten, frischen Wassers, unwillig aber wandte er sich davon ab und sagte zu dem Eremiten: „Hast Du wirklich kein anderes Labfal mir zu bieten, als dies schlechte Getränk? Etwa einige Tropfen Wein oder auch eine saftige Frucht? Ich will Dir ein gutes Stück Geld dafür geben.“

„Euren Wunsch, edler Herr, kann ich leider nicht erfüllen,“ entgegnete der Klausner, „denn nichts dergleichen ist in meinem Besitze — für Geldeswerth.“

Da fiel des Ritters Blick auf den Weinstock am Kreuze, er sah die dunkelrothe Traube daran schimmern und zornig rief er aus: „Eine Lüge, Alter, steht schlecht zu Deinem grauen Haare! Was sagst Du denn Du habest keine Frucht in Deinem Besitze; sehe ich nicht hier eine wunderschöne Traube?“

„O Herr!“ rief Mungist, zitternd für seine so sorgsam gehütete Opfergabe, „diese gehört



nicht mir, sie war die einzige am ganzen Stocke, und ich habe sie daher von der Blüthe an der Gottesmutter gelobt."

"Unsinn!" rief der Ritter, während er von seinem Rappen stieg, "haha, der Gottesmutter!" lachte er spöttisch, "laß mich mit dergleichen Aberwitz ungechoren und gib mir die köstliche Traube für dieses schöne Geldstück hier." Und dabei ließ er eine große Silbermünze im Sonnenlichte funkeln.

Allein Silber und Gold hatten schon lange ihre Macht über den frommen Einsiedler verloren, auch hatte er dessen nicht nöthig, denn seine Bedürfnisse waren einfach. Mit Standhaftigkeit wies er daher das Anerbieten des Ritters zurück, und eine Gewaltthat fürchtend, stellte er sich schützend vor die geweihte Traube, um sie nöthigenfalls mit seinem eigenen Leibe zu decken.

Ueber diese Hartnäckigkeit und Thorheit, wie der Ritter es nannte, ergrimmte dieser so sehr, daß seine Wuth über eine solche Widerseßlichkeit gegen seine Wünsche ihn soweit fortriß, den ehrwürdigen Greis und redlichen Kämpfer zu überwältigen und ihm die Brust mit seinem Schwerte zu durchstoßen, so daß das rothe Herzblut die Traube bespritzte und der Gemorbete mit einem Angstrufe zu Boden sank. —

Die blutige Traube aber ekelte jetzt den wilden Ritter an, er mochte sie nicht genießen; unmutig schwang er sich wieder auf sein Ross und ritt von dannen. — Ob ihn die Strafe für seine ruchlose That ereilte? Man weiß es nicht, denn Niemand erblickte ihn jemals wieder.

Ein Hirte, der spät am Abend mit seiner Heerde an der Klause vorüberzog, sah den verehrten Bruder Mäugist in seinem Blute liegen. Noch athmete der Sterbende, obgleich seine Glieder zu erkalten begannen; noch war sein Auge nicht gebrochen, sondern strahlte in über-

irdischer Verklärung, und seine erbleichenden Rippen bewegten sich leise im Gebet.

Jammernd und wehklagend warf sich der Hirte über ihn und suchte sein aus tiefer Wunde strömendes Blut zu stillen, doch es war zu spät, das Eisen war zu tief gedrungen und der Tod nahte mit raschen Schritten. Plötzlich ertönte ein wunderbares Klingen hoch oben in den Lüften, als wären es Engelsstimmen, und die Gottesmutter in himmlischer Klarheit neigte sich über den Sterbenden und ließ sich mit süßer Stimme also vernehmen:

"Fahre hin in Frieden, Du treuer Knecht und wisse: Deine Mühe und Arbeit soll nicht umsonst gewesen sein; denn wenn Du auch nur einen einzigen Weinstock zu Ehren Gottes gepflanzt und gepflegt hast als ein redlicher Arbeiter, so soll derselbe doch künftig Hunderte von Sesslingen und Tausende von Früchten bringen, zum Segen des ganzen Landes. Die Traube, welche Du in frommem Glauben den Himmlischen geweiht und mit Deinem eigenen Herzblute geschützt hast, soll fortan und immerdar wachsen und gedeihen; und wer ihren edeln Saft mit reinen Rippen trinkt, der soll Gesundheit, Kraft und Begeisterung durch ihn finden, und so wird aus Deiner Arbeit neues Leben sprossen."

Die himmlische Erscheinung verschwand und ihr nach zog des frommen Klausners Seele in seligere Gefilde.

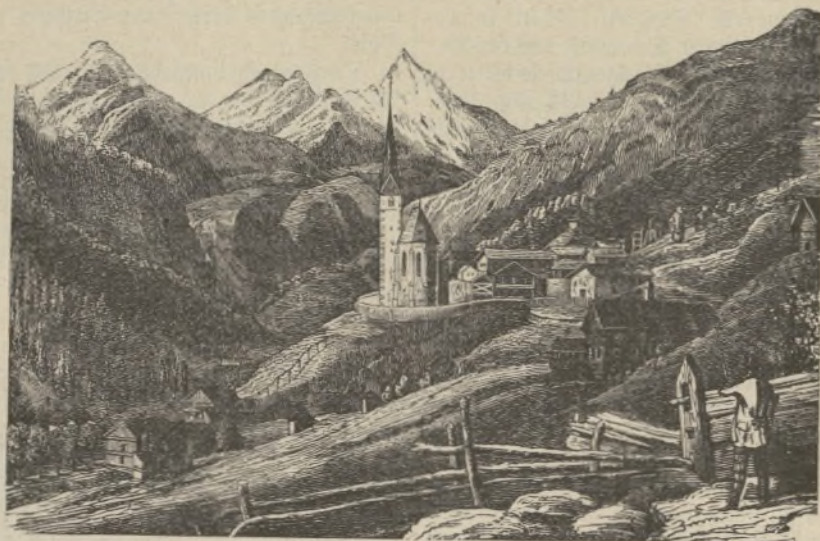
Der Weinstock Mäugist's aber breitete sich in der Folge aus über das ganze Land weit umher, wie es die Himmlische verheißt, und ward sein Segen und Reichthum. An der Stelle aber, wo die Klause stand und der fromme Bruder seinen Geist ausgehaucht, wurde später ein Gotteshaus gebaut, um welches sich nach und nach ein Dorf, das Dorf Surançon, lagerte, dessen Wein noch heute weit und breit berühmt ist.





## Der Großglockner in den norischen Alpen.

Von F. Krauth.



Die norischen Alpen ziehen sich aus Tirol durch den östlich vom Inn liegenden Theil Bayerns und durch das Salzburgische in das nördliche Steyermark und den südlichen Theil des eigentlichen Erzherzogthums Oesterreich.

Der höchste Gipfel dieser Alpenkette ist aber der Großglockner, aus Thon- und Glimmerschiefer bestehend und bis zu einer Höhe von 12 158 Fuß emporsteigend. Er liegt auf der Gränze von Tirol, Kärnthen und Salzburg und ist seit dem Jahre 1782 sehr oft bestiegen worden. So u. A. von dem Generalvikar Hohenwart, der am 28. und 29. Juli 1800 auf Anordnung des Cardinals Fürst Salm-Reifferscheidt-Krauthheim auf dem höchsten Gipfel ein Kreuz aufpflanzte.

Nach Hohenwart erstieg ein Dr. Schultes die Höhe und schrieb dann ein vierbändiges Werk: „Reise auf den Glockner“, das zu Wien im Jahre 1804 im Druck erschien.

Neuerdings wiederholen sich die Besuche des Berges immer häufiger und zwar in der Regel von dem kärnthnischen Dorfe Heiligen-

blut aus, das unser Bildchen aufweist. Ueberaus reizend und 4500 Fuß hoch über dem Meere gelegen, eben darum aber auch nicht mit Unrecht „das deutsche Chamouni“\*) genannt, besteht der Ort zwar nur aus wenigen Häusern und Hütten, besitzt indeß eine große hübsche Kirche aus dem dreizehnten Jahrhundert, welche wegen eines vom heiligen Briceus aus Constantinopel mitgebrachten und hier aufbewahrten Fläschchens mit Christi Blut fort und fort das Ziel frommer Wallfahrer ist.

Wo sich nun hinter Heiligenblut das Thal der Möll, eines rauschenden Alpenbaches schließt, ragt zwischen zwei grünen Bergen eine weiße, zackige, unformliche Masse hervor: der Gletscher des Großglockner, oben drüber aber in die Wolken hineinreichend der Großglockner selbst, starrend von Schnee und Eis und — schwarzem Gestein.

Die letzte menschliche Wohnung liegt gegen 7000 Fuß hoch, aber noch 1300 Fuß höher steht eine Hütte, welche, an der Gränze des animalischen und Pflanzenlebens vom Fürst-

\*) Chamouni, ein Dorf im romantischen Alpenthal in Savoyen, ist einer der besuchtesten Zielpunkte der Schweizerreisen.



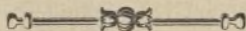
bischof Gurf errichtet ist, dem Wanderer Schutz zu bieten.

Von da an wird das Steigen der mehr und mehr zunehmenden Steilheit wegen immer mühsamer; den letzten Ruhepunkt vor der Besteigung des eigentlichen Glocknergipfels bietet die sogenannte Adlersruhe, 10932 Fuß hoch. Die Führer der Reisenden müssen jetzt voraufgehend Stufen in die Eiswände hauen, die Reisenden selbst aber werden von erstern einzeln an ein Seil genommen. Der Bergrücken verliert allmählig so sehr an Breite, daß man zu beiden Seiten den Blick in die graufige Tiefe hinabwerfen kann. Nimmt nun auch die Großartigkeit und Erhabenheit der Umgebung die Aufmerksamkeit so in Anspruch, daß für die Regungen der Furcht kaum Zeit übrig bleibt, so gefellen sich doch nun der Schwierigkeit des Steigens auch die von dem geringen Luftdrucke herrührenden Beschwerden: Kopfschmerz, keuchender Athem, Neigung zum Schlafen und Erbrechen hinzu. Nach etwa zweistündigem Mühen erreicht man dann von der Adlersruhe aus den ersten niedrigern Gipfel des Großglockner. Der Weg, den die Führer hier in den Schnee hauen, ist kaum eine Hand breit und gleich darauf geht es in fast senkrechtem Absturze zu dem Sattel hinab, der den untern Gipfel mit dem höheren verbindet. Dies Hinabsteigen muß rückwärts wie auf einer Leiter mittels von einem Führer eingehauener Stufen geschehen und

kann als eine wahre Muthprobe gelten. Dagegen ist das Erklimmen des nun noch 120 Fuß über diesen Sattel sich erhebenden eigentlichen Glocknergipfels trotz seiner Steilheit nur ein Spiel.

Oben angekommen belohnt jedoch schließlich die Aussicht, eine der großartigsten in Deutschland, reichlich die Gefahr und Mühe. Nach allen Himmelsgegenden hin umstehen den Beschauer in ungeheurem Kreise Berg an Berg, gleich den Riesenwogen eines inmitten seiner wildesten Empörung erstarrten Meeres. Doch lassen sich ohne große Mühe die Vertiefungen des Drau- und Pustertales, des Buntfingales, des Inn- und Zillertales, des Pinzgales u. dergleichen unterscheiden, und in die näher liegenden kleineren Thäler vollends kann man fast so hineinsehen, wie von einem Kirchturme in die umliegenden Straßen der Stadt.

Und wie sich der höchste Gipfel des Glockners von der niedrigeren Spitze aus als ein schlankes, etwas nach Norden geneigtes, scharf zugespitztes Horn darstellt, so vermag derselbe in der That auf seinem unebenen felsigen Rücken, der aus dunkelgrünem Schloritschiefer besteht, höchstens zwölf Personen zu gleicher Zeit sichere Ruheplätze zu gewähren: fern von Menschen, in der großartig schönen Einsamkeit der Alpenwelt, in der Nähe der Wolken und umgeben von ewigem Eise und Schnee.



### **Merke diese ABC-Sprüchelein, Mein Kind, es wird Dir nützlich sein.**

Von C. Lauschk.

Am Morgen, wenn ein Kind aufsteht,  
Spricht es voll Andacht sein Gebet.

Bei Groß und Klein ist es beliebt,  
Wenn es Bescheidenheit stets übt.

Christus sei ihm zu jeder Zeit  
Ein Vorbild echter Kindlichkeit.

Dankbar genießt es Speis' und Trank,  
Für jede Wohlthat sagt es Dank.

Es lebt mit den Geschwistern sein  
In Eintracht, das ist hold und fein.

Frisch geht es an die Arbeit dann,  
Ist freundlich gegen Jedermann.

Gern blickt man auf ein Kind voll Huld,  
Liebt es sich zeitig in Gebuld.

Hat es stets seine Pflicht gethan,  
Steht ihm die Heiterkeit gut an.

Im Herzensschrein sei Gott geweiht  
Inbrünst'ge Liebe allezeit.

Kein Kind, das fromm im Herzen ist,  
Gibt's, das die Kindeslieb' vergißt.



Lieb' ist das höchst' und größt' Gebot;  
 Lieb' darum, Kind, bis in den Tod.  
 Mit Frohen fröhlich sein, ist Pflicht;  
 Vergiß nur dann auch Mitleid nicht.  
 Nicht der verdient der Tugend Preis,  
 Der nichts von Nächstenliebe weiß.  
 O Kind, dann auch besleiß'ge Dich  
 Der Ordnung; sei hübsch ordentlich!  
 Pünktlich erfülle Deine Pflicht;  
 Was Pflicht gebet, versäume nicht.  
 Rechtsschaffenheit zu jeder Frist  
 Der beste Rath auf Erden ist.

Sei auch, mein Kind, zu jeder Zeit,  
 Voll Anstand und voll Sittsamkeit.  
 Treu halte, was versprach der Mund,  
 Treu sei Dein inn'rer Herzensgrund.  
 Und Ehrlichkeit mach' Dir zur Pflicht,  
 Denn „Unrecht Gut gedeihet nicht.“  
 Vergiß nicht, daß zu jeder Frist  
 Vorsicht der Weisheit Mutter ist.  
 Wer Wahrheit will von Jedermann,  
 Fang' mit der Wahrheit selber an.  
 Zuletzt, mein Kind, rath' ich Dir gut:  
 Zufriedenheit ist's höchste Gut.

## Pontus und Sidonia.

Von L. Bier.

(Schluß.)



Pontus führte ein gar gutes Regiment und ließ ohne Unterschied des Ranges und Standes die strengste Gerechtigkeit walten. Gerade dadurch aber machte er sich Feinde, welche unablässig sich bemühten, ihn zu verläumdern. Man sagte dem König Argill, daß Pontus nach der Königskrone strebe und der Prinzessin hinterbrachte man allerlei unwahre Nachrichten von der Untreue des Prinzen. Dieser wurde deshalb in der Folge von den Weiden kalt behandelt. Das verdroß Pontus, der sich keinerlei Unrechts bewußt war und er beschloß, außer Landes zu gehen. Er verabschiedete sich beim Könige und der Prinzessin, doch gelang es ihm noch in der Scheidestunde, den Argwohn Sidonias völlig zu zerstreuen. Wohl bat ihn dieselbe, nun doch zu bleiben, aber Pontus beharrte auf seinem Entschlusse und segelte nach England. Hier angekommen, machte er sich zu Fuß auf den Weg nach London. Als er durch einen dichten Wald schritt, rannte ihm ein von Hunden verfolgtes, riesiges Wildschwein entgegen. Sogleich zog Pontus das Schwert und hieb dem Thiere mit einem Schlage den Kopf ab. Indem kam einer

der Söhne des Königs von England, der das Schwein aufgejagt hatte, hinzu und sah mit Verwunderung die Schwerarbeit des Fremden. (Siehe das Bild.) Die Einladung des Prinzen, mit an den Hof nach London zu kommen, nahm Pontus gern an. Als er dem Könige vorgestellt wurde, nannte er sich Sordit und sagte, daß ihn die Lust, andere Länder kennen zu lernen, aus seinem Heimatlande Frankreich getrieben habe. Dem Könige gefiel der junge Ritter, welcher so edlen Anstand zeigte, und hieß ihn willkommen. So blieb Sordit am Hofe. Der König und die Königin schätzten ihn sehr, nicht minder Johannes, des Königs jüngerer Sohn, auch die beiden Töchter des Königs fanden großes Wohlgefallen an ihm. Am innigsten aber war Prinz Heinrich, welcher den Sordit im Walde angetroffen hatte, dem ritterlichen Fremden zugethan.

Nun begab es sich, daß der König von Irland Krieg mit England anfang. Sordit schloß sich sofort dem englischen Heere an. Bald kam es zur Schlacht. Vor allen andern glänzte Sordit durch seine Tapferkeit; durch die dichtesten Haufen der Irländer bahnte er sich mit seinem Schwerte eine breite Gasse. Das sah der König von Irland und berannte mit seinem





Pontas trifft einen Sohn des Königs von England im Walde an.

Speer den reckenhaften Kämpfer. Von dem gewaltigen Stöße wollte Sordit im Sattel, doch wurde er sofort wieder bügelfest und schlug den König von Irland mit dem Schwerte so furchtbar, daß derselbe kampfunfähig wurde. Sordit wollte aber den König nicht tödten, sondern ergriff ihn, riß ihn vom Pferde und legte den Betäubten vor sich über sein eigenes Thier. Die Irländer flohen, als sie sahen, daß ihr König gefallen war, wieder in ihr Land. In England feierte man große Siegesfeste, insbesondere aber am Hofe des Königs. Sordit wurde als der, welcher den Krieg durch seine Waffenthat zu so raschem und glücklichen Ende geführt hatte, von Allen hoch gepriesen. Auf Sordits Rath wurde der König von Irland standesgemäß behandelt und stets zur königlichen Tafel gezogen.

Als darauf der König von England mit den Großen seines Reiches über die Friedensbedingungen verhandelte, zu welcher Berathung auch Sordit gezogen worden war, gab dieser seine Meinung also kund: „Meines Erachtens würde es gerathen sein, solche Maßregeln zu treffen, die zwischen beiden Reichen einen dauernden Frieden herbeiführen möchten, und so würde ich vorschlagen, daß der König seine jüngste Tochter mit dem Könige von Irland vermähle; auf diese Weise würde, denke ich, in Zukunft zwischen beiden Monarchen Friede und Freundschaft herrschen.“ Diesen Rath fanden alle Anwesenden gut und da der König von Irland während seines Aufenthaltes am englischen Hofe an der jüngsten Tochter des Königs besonderes Wohlgefallen gefunden hatte, so wurde bald die Hochzeit als Friedensfest gefeiert. Der König von Irland verehrte Sordit bei dieser Gelegenheit als Zeichen seiner Erkenntlichkeit vier prachtvolle Rappen, sechs herrliche Apfelschimmel und für sechsundzwanzigtausend Gulden köstliche Stoffe, Hermelin und Zobel.

Nach einigen Jahren fielen die Ungläubigen unter Corbatan, dem dritten



Sohne des Sultans von Kleinasien, in England ein. Rasch sammelte der König von England sein Heer und die Könige von Schottland und Irland erschienen ebenfalls mit ihren Kriegern auf dem Kampfsplatze. Bald entbrannte die Schlacht. Die beiden Söhne des Königs von England fielen, und zwar Prinz Heinrich von Corbatans eigener Hand. Als dies Sordit sah, erzürnte er über die Mäßen. Wuthentbrannt sprengte er auf Corbatan ein und versetzte ihm mit aller Stärke einen so furchtbaren Schlag, daß der Heidenfürst, ganz betäubt, vorn auf den Sattelbogen niederfiel. Mit einem zweiten Schläge schlug Sordit ihm die Helmbänder durch und mit einem dritten trennte er das Haupt vom Rumpfe. Darauf nahm er den Helm auf und brachte ihn dem sterbenden Prinzen Heinrich. Als dieser den Helm des Heidenfürsten erblickte, da sagte er: „Gott sei gelobt; ich bin nun gerächt und werde nun um so leichter sterben.“

Die Ungläubigen wandten sich zur Flucht und die Christen jagten ihnen nach. Hierbei eroberte Sordit wiederum das Schiff, in welchem die Ausrüstungsgelder und die von Corbatan allenthalben zusammen geraubten Kostbarkeiten lagen, so daß Sordits ohnehin großer Reichthum schier unermesslich wurde. Weil nun beide englische Prinzen gefallen waren, so riethen die Könige von Schottland und Irland dem Könige von England, doch den tapfern Sordit mit der Prinzessin Genese zu vermählen und ihn somit zum Nachfolger in der Herrschaft des Königreichs zu bestimmen. Dieser Rath gefiel dem Könige und der Prinzessin Genese wohl. Als aber darauf Sordit vom Könige von Irland gefragt wurde, ob er Willens sei, die Ehe mit Genese einzugehen und nachmals König von England zu werden, da offenbarte Sordit seinen Namen und daß er bereits mit der Prinzessin Sidonia verlobt wäre. Das betrüßte die Genese tief, denn sie hätte den eben so schönen als tapfern jungen Mann gar zu gern zum Gemahl gehabt. Pontus reiste nun ab und zwar nach Frankreich in die Bretagne. — Der König Argill war während der Abwesenheit des Pontus von Prinzen und Königen vielfach um die Hand seiner Tochter angegangen worden, doch hatte Sidonia stets ablehnende Antwort ertheilt. Zu-

legt mußte sie aber doch dem Drängen nachgeben und weil ihr niemals eine Kunde von Pontus geworden und ihr vorgerebet war, derselbe sei todt (von dem tapfern Helden Sordit in England hatte man allerdings gehört, doch Niemand ahnte, daß dieser und Pontus eine und dieselbe Person seien), so hatte sie endlich zugesagt, die Gemahlin des Herzogs von Burgund werden zu wollen. Pontus war also gerade zur rechten Zeit gekommen, denn der Herzog von Burgund



Pontus findet seine Mutter wieder.

war bereits mit großem Gefolge angelangt, um die Braut heimzuholen. Alle Vorbereitungen zur Hochzeit waren getroffen. Ein großes Turnier war angesagt. Zu demselben erschien auch Pontus, mit ihm vierzig Ritter, welche in England bei ihm Dienste genommen hatten. Pontus war blau gekleidet und trug auf dem Schilde das Bild einer weißen Jungfrau, die einen Löwen an der Kette führt; sein ganzes Gefolge trug dieselben Farben wie er. In dem Rennen kam Pontus mit dem Herzoge von Burgund zusammen. Von dem erhaltenen furchtbaren



Stoße fiel der Herzog vom Pferde, blieb aber mit dem einen Fuße im Steigbügel hängen. Das wildbewordene Pferd schleifte ihn so fort, als es dann über einen Graben springen wollte, stürzte es und fiel auf den Herzog, so daß dieser starb. Nun ritt Pontus vor den König Argill und die Prinzessin Sidonia und schlug sein Bisir auf. Da erkannten ihn beide und Sidonia fiel ihm vor Freude um den Hals. Der König zeigte sich anfangs zwar unmutig, aber weil er sah, daß seine Tochter so glücklich war, ihren Pontus wieder zu haben, so bezwang er seinen Unmuth und sagte: „Seid mir willkommen, Pontus; Eure Ankunft bereitet mir große Freude, und daß Euch meine Tochter zum Gemahl haben will, daß bin ich ganz willig und zufrieden.“

Am andern Morgen wurde für den verstorbenen Herzog von Burgund ein feierliches Hochamt abgehalten und drei Tage später Sidonia mit Pontus feierlich vermählt.

Nun hätte sich Pontus wohl genügen lassen können, aber ihm stand der Sinn nach seines Vaters Reiche, welches noch immer unter der Herrschaft des muhamedanischen Königs Probus stand. Mit seinen ungeheuren, den Ungläubigen abgestrittenen Reichthümern warb Pontus ein Heer, und als die Kunde überall hindrang, daß Pontus und der tapfere Sordit eine und dieselbe Person sei, so strömten von allen Seiten Ritter und Knappen herbei unter dem sieghaften Ban-

ner des Pontus zu kämpfen. So gewaltig stark das Christenheer auch war, König Probus vermochte eine noch größere Heeresmacht in's Feld zu führen. Nichtsdestoweniger wurde Probus geschlagen und im Zweikampfe von Pontus getödtet. Siegreich zog dann Pontus in die Hauptstadt Colon ein und die gesammte christliche Einwohnerschaft jauchzte ihrem rechtmäßigen Könige entgegen. In der Folge ließ sich Pontus feierlich krönen. Dem Herkommen nach wurden bei dieser Festlichkeit zwölf arme Frauen von der königlichen Tafel gespeist. Eine derselben war des Pontus Mutter. Diese wurde von einem der aufwartenden älteren Edelleute erkannt und gab derselbe dem Könige sofort Nachricht. So gleich kam Pontus herzu und auch er erkannte, nachdem er sie lange angesehen, seine Mutter wieder. Unter Schluchzen umarmten sich Mutter und Sohn. (Siehe das Bild.) Nach ihrer Flucht hatte die Königin in einer elenden Hütte im Walde von den Almosen gelebt, welche mit-leidige Herzen ihr spendeten. Alle diese Leute wurden nun reichlich belohnt, denn die frühere Almosenempfängerin nahm fortan als Königin-Mutter eine glanzvolle Stellung ein. Pontus ließ hierauf seine über Alles geliebte Gemahlin Sidonia nach Galizien kommen und beide lebten froh und glücklich zusammen bis an ihr seliges Ende.



## Ein Obstgarten auf Java.

Von C. Wießner.

(Zu dem Bilde Seite 400.)

Wir wollen heute im Geiste uns einen Obstgarten auf der Insel Java anschauen, die im indischen Ozean südöstlich von Indien liegt und zu den großen Sunda-Inseln gehört.

Unser Weg führt zu einem Bambushaine oder vielmehr zu einer Bambushecke. Die Javanesen machen ihre Hecken oder Zäune aus Bambusrohr. Da nehmen sie frisch abgeschnittene Stücke Bambusrohr und stecken dieselben dicht nebeneinander in die Erde, wie wir es

mit den Weiden machen, wenn eine Weidenhecke angelegt wird. Das Rohr bekommt bald in der Erde Wurzeln und nach oben einen frischen Trieb, der über 20 Meter hoch wächst. Lange Blätter hängen an dem Rohre herab. Diese Hecke wird sehr dicht und hoch, so daß sie Schutz vor den wilden Thieren bietet. Die Löwen, Tiger, Panther und Leoparden, welche hier gefunden werden, können diesen Zaun nicht leicht durchbrechen, auch nicht darüber springen.

Dicht hinter der Bambushecke ziehen sich Reihen von Palmbäumen hin, welche sich



mit ihren schlanken Stämmen 40—50 Meter hoch in die Lüfte erheben und ihre gelblich-grünen Wipfel mit den langen Blättern hin und her wiegen. Von denselben pflücken die Savanesen die herrlichen Kokosnüsse und laben sich an dem im Innern befindlichen köstlichen saftreichen Marke. Auch Palmentohl, der aus dem Marke der obern Palmspitzen bereitet wird, ist eine angenehme Speise. So ist der Zaun des Gartens ein immergrüner Gemüsegarten.

Unser Weg führt uns durch eine Oeffnung der Hecke in den Garten ein. Hier befindet sich ein ganzes Dörflein, das aus Bambusrohrhäusern besteht. Auf reinlicher Fläche blicken die Häuser an verschiedenen Plätzen aus der reichen Anzahl von Obstbäumen hervor. Der Anblick ist ein gar angenehmer; man meint ein Abbild des Paradieses zu schauen. Zahlreiche Frucht bäume umgeben die Wohnungen der Eingeborenen und geben ihnen Früchte in großer Auswahl und von herrlichem Geschmack. Es sind vorhanden die Mangostanbäume mit ihren süßen und erfrischenden, weißen und saftigen Früchten; die Mangga-Arten mit ihrem terpeninartigen Geschmacke, der Brodfruchtbaum; die Anonen, der Duren, eine Menge Drangenbäume, Granatäpfel, Melonenbäume und die Banane. Aber inmitten dieser vielen Obstarten stehen in Masse die Djambu-Äpfelbäume. Kinder und Erwachsene tummeln sich sorglos unter den Bäumen umher und essen von den Früchten derselben nach Belieben.

Wir wollen uns die Äpfelbäume oder Djambusen näher ansehen und unter diesen zuerst den Djambubol betrachten. Er ist der vorzüglichste der Djambu-Äpfelbäume. Der

auf Seite 400 abgebildete Blüthenzweig zeigt, wie die Blüthen in Trauben aus den Zweigen hervortreten und auf ihren fleischigen Fruchtknoten die rothen Staubfäden in großen Büscheln entwickeln. Auf je vier Blüthenknospen folgt erst eine Blüthenknospe, die 4—5 eiförmige ganzrandige Blätter entwickelt. Die Früchte erreichen die Größe und Form eines Apfels und bekommen auch röthliche Farbe; sie riechen nach Rosen und haben einen angenehmen säuerlichen Geschmack.

Eine andere Art Djambu-Äpfel sind die Rosenwasser-Djambu. Sie haben weißliche schöne Blüthen, deren Staubfäden strahlenförmig um das in der Mitte stehende Pistill ausgebreitet sind, was der Blume ein besonders schönes Aussehen verleiht. Die Blumen stehen zwischen den am Ende der Zweige sich befindlichen langen, schmalen und an beiden Seiten zugespitzten Blättern. Daß die Blätter an den Enden der Zweige sich entwickeln, verleiht dem Baume eine dichtschartige Baumkrone, wie wir sie auch bei unsern Eichen bemerken. Die Früchte sind weiß, auch röthlich und inwendig hohl, so daß der große Kern in ihnen beim Schütteln klappert.

Die Früchte des Djamplang gleichen unsern kleinen dunkelblauen Pflaumen. Sie schmecken herb und werden darum gleich den Oliven in Salz eingelegt. Besonders wird die Rinde als gerbstoffreich geschätzt, wie dies auch bei der Wasser-Djambu der Fall ist.

Das Holz der Bäume wird zum Bauen der Häuser und vom Tischler gebraucht. So sind die Djambu-Äpfelbäume für die Bewohner von Java von großem Nutzen.

## Chios und seine Schreckenstage.

Von G. Zaquet.

(Fortsetzung und Schluß.)



ieser Zuruf ihrer berufenen „Seelsorger“ erstickte auch noch den letzten Funken der Menschlichkeit in den Herzen der muhamedanischen Soldkrieger. Wie blutlechzende Tiger stürzten die Einen sich auf die auf den Straßen von ihnen angetroffenen Chioten und hauten,

stachen oder schossen dieselben, ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes — das schwache, zitternde Weib, wie den wehrkräftigen Mann; das lallende Kind, wie den gebückt am Stabe daherschleichenden Greis — ohne Erbarmen nieder. Andere drangen zum Zwecke gleichen Mordwerks in die Häuser, deren verrammelte Thüren



sie mit ihren Gewehrkolben einschlugen. Hier war das Gemetzel noch wilder und schrecklicher, die Zahl der Opfer viel größer; denn nur der kleinste Theil der unglücklichen Insulaner hatte sich, als das Verhängniß über sie hereinbrach, auf den Gassen und Marktplätzen befunden, der weitaus größere hatte sich in den Häusern eingeschlossen, wo er, betend und zitternd, sein Schicksal erwartete. Ach, es war schrecklich genug! Nur in den seltensten Fällen begnügten sich die Eingedrungenen damit, die Gebäude vom Keller bis zum Boden nach Werthgegenständen zu durchsuchen und solche sich anzueignen; in den weitaus meisten wurden auch die unglücklichen Bewohner niedergemetzelt. Wehgeschrei erfüllte alle Gassen und Häuser der Stadt; bald auch die nächste Umgegend, die eben jetzt im Schmucke des Frühlings prangte. Auch hier wurde, was da athmete, der Mordlust, mindestens der Raubgier Beute. —

Ich nehme — um Eure Herzen, meine lieben Leser, nicht allzu schmerzlich zu verwunden — Abstand davon, die Gräueltaten zu schildern, deren Zeuge das leuchtende Tagesgestirn und in den wundervoll schönen Frühlingsnächten der silberne Mond war. Wo nähme ich auch die Farben zu einem solchen Schreckensgemälde her? In den ersten Tagen überwog durchaus die Blutgier und wurde fast nur gemordet. Erst nachdem der Blutdurst der barbarischen Feinde einigermaßen gestillt war, erinnerten sie sich daran, daß die Personen der Chioten, die ihnen vom Großsultan preisgegeben waren, schätzenswerthe Objekte seien, die man mit Vortheil verhandeln könne. Man beschränkte sich also fortan darauf, die wehrhaften Männer — sowie die Sänglinge und Altersschwachen, für die auf keinen Absatz zu rechnen war — zu massakriren, ließ aber die übrigen Bewohner am Leben.

Nachdem in der Stadt Chios und ihrer Umgegend „reiner Tisch gemacht“, d. h. alle Christen entweder ermordet oder in Sklavensesseln geschlagen worden, die Häuser aber, nachdem sie vollständig ausgeplündert, in Asche gelegt worden waren, fielen die Mörderbanden über das platte Land her. Dieselben hatten sich inzwischen um mehr als zwanzigtausend vermehrt; denn nicht nur schickte der Gouverneur des westlichen Anatoliens den größten Theil der

unter seinem Befehle stehenden Truppen nach Chios, um auch sie an dem Blut- und Raubwerke Antheil nehmen zu lassen; sondern es setzten zu gleichem Behufe auch die fanatisch-muhamedanischen Bewohner der gegenüberliegenden kleinasiatischen Küstenorte zu Hunderten nach dem der Vernichtung geweihten Eilande über. Auf diesem mordeten, plünderten und sengten sie nun (vom 29. April ab) im Verein mit den Soldaten des Capudan-Pascha und begingen Schrecklichkeiten, welche zu schildern die Feder sich streubt. Ganz Chios schwamm jetzt in Blut.

Als endlich gegen die Mitte des Mai aus Konstantinopel der Befehl eintraf (den die Vorstellungen der dortigen europäischen Gesandten dem Großsultan abgedrungen hatten) mit der „Execution“ aufzuhören, waren von den circa 100 000 christlichen Einwohnern der Insel auf dieser kaum noch 10 000 — welche sich in schwer zugängliche Klüfte und Höhlen geflüchtet hatten und denen nun Pardon gewährt ward — am Leben. Etwa eben so vielen Bewohnern des platten Landes der Insel war es gelungen, sich nach den im Aufstand begriffenen Eilanden des ägäischen Meeres zu retten. Und solche Gräueltaten geschahen im Jahre 1822, ohne daß die christlichen Kaiser und Könige Europa's dagegen eingeschritten wären! Erst fünf Jahre später — nachdem die verbündeten Türken und Egyptianer nahezu den ganzen Peloponnes durch Niedermetzelung oder Wegführung seiner Bewohner in eine Wüste verwandelt hatten — schritten England, Frankreich und Rußland ernstlich gegen die muselmännischen Barbareien ein. Am nachdrücklichsten Legteres, dessen Kaiser Nikolaus I. dem türkischen Sultan den Krieg förmlich (am 26. April 1828) erklärte. Derselbe hatte einen für die Türken entschieden am günstigen Verlauf. Sie mußten in dem von 14. September 1829 zu Adrianopel abgeschlossenen Frieden die Unabhängigkeit der europäischen Griechen anerkennen. Die Inseln Chios und Samos verblieben zwar bei der Türkei, erhielten aber ihre früheren Freiheiten und Rechte wieder.

Dank dieser Privilegien erholte Chios sich seitdem von seinem fast gänzlichen Ruin wieder. Die Bevölkerung vermehrte sich rasch. Tan-



sende der chiotischen Flüchtlinge kehrten auf ihre Heimatinsel zurück; ebenso Hunderte, welche von englischen und anderen Menschenfreunden aus der Sklaverei losgekauft worden waren. Dazu kam dann noch zahlreicher Zugang von Türken, von denen vor 1822 nur sehr wenige auf der Insel gewohnt hatten. Auch Ackerbau, Industrie und Handel hoben sich wieder, mit ihnen dann auch der Wohlstand der Insulaner. So zählte Chios denn im Beginne des Jahres 1881 wieder 45000 Einwohner, welche, soweit sie griechischen Stammes und Glaubens waren, sich durch regen Handelsgeist und Gewerbfleiß, viele von ihnen auch durch wissenschaftliche Bildung auszeichneten. Die furchtbaren Vorgänge von 1822 mit ihren Folgen traten — zumal auch im türkischen Reiche seitdem Vieles anders und besser geworden — immer mehr in den Hintergrund. Der frühere Wohlstand war zum guten Theil wieder zurückgekehrt: da brach ein neues schreckliches Unglück in Gestalt länger anhaltender Erdbeden über das schöne Eiland herein.

Machtlos steht der Mensch, der doch so Vieles zu können sich vermist, oft genug einer größeren Feuerbrunst gegenüber. Ohnmächtig fühlt er sich dem verheerenden Treiben des Wassers gegenüber, wenn es — angeschwellt durch lange anhaltende Regengüsse oder den schmelzenden Schnee des Gebirges — seine Ufer überschreitet, die schützenden Dämme, welche der Mensch vorsorglich aufgeschüttet, zerreißt, die vorher fruchtbaren Fluren bis auf den Ries des Untergrundes durchpflügt und Menschen- und Thierleben bedroht, ja vernichtet. Furchtbar ist die Kraft der zur „Windhose“ angestauten Luft, furchtbar die des Orkans, welcher hochragende alte Bäume entwurzelt und zu Boden streckt, Häuser abdeckt und die festgefügtten Schiffe, hoch empor die Wogen des Meeres peitschend, in das schäumende Wassergrob reißt oder sie an Felsen zerschellen macht. Doch „das schrecklichste der Schrecken“ ist ohne Frage ein starkes Erdbeben. Am kleinsten fühlt sich der vermeintliche „Gebietter der Schöpfung“, am meisten wird er seine Ohnmacht inne, wenn der Erdboden selbst nicht mehr feststeht, wenn er — mit Bergen und Gewässern, mit Gärten, Wiesen und Wald, mit

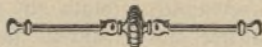
Dörfern und Städten bedeckt — zu wanken beginnt und was er trägt, durcheinanderwürfelt; oder wenn die Erde, sich öffnend, was auf ihr lastet, auf ihr des Daseins sich freut, verschlingt. Und dieses „schrecklichste der Schrecken“ brach im „Ostermonat“ des Jahres 1881 verheerend über Chios herein. Wiederum sollte, wie neun- undfünfzig Jahre vorher, dieser Monat dem schönen Eilande verderblich werden.

Es war am 3. April, dem sogenannten „Sonntag Judica“, nach unserem Kalender; nach dem griechischen aber, der hinter dem unsrigen um zwölf Tage zurücksteht, der 22. März, an welchem Tage die genannte Kirche den Todestag eines ihrer Heiligen bezeugt. Somit waren denn in der Stadt Chios die Geschäfte geschlossen und wohl die größere Halbscheid der Bevölkerung befand sich auf den Gassen; theils auf dem Wege zum nachmittäglichen Gottesdienste begriffen; theils auch, denn das Wetter war sehr schön, auf ihnen lustwandeln. Nichts ließ ahnen, wie schrecklich der bis dahin so schöne Tag enden sollte; und doch war das Verhängniß schon so nahe! Denn nur wenige Minuten nach 3 Uhr Nachmittags erzitterte ganz plötzlich die Erde und gerieth in wellende Bewegung; bergestalt, daß ringsum die Fenster klirrten, die Thüren aufsprangen, die Geräthe von ihren Standpunkten herab- und auch leichtere Möbel umfielen. Doch dauerte dies Schwanken des Erdbodens nur wenige (kaum 10 oder 12) Sekunden; dann beruhigte er sich wieder und alle Gefahr schien vorüber. Aber nur wenige Minuten nach 3 $\frac{1}{2}$  Uhr erfolgte ein zweiter, ungleich heftigerer Stoß, während gleichzeitig aus dem Schooße der Erde heraus ein dumpfes Donnern, wie man es von einem noch etwas entfernten Gewitter vernimmt, an die Oberfläche drang. Dieser zweite Stoß, bei welchem die Erde in eine völlig wellenförmige Bewegung gerieth, war so heftig, daß er nicht nur Alles in den Häusern um- und durcheinander, sondern auch eine Menge von Gebäuden zu Boden warf. Eine einzige Schreckensminute nur dauerte das Erdbeben, und doch lag nach deren Verlaufe die Hälfte der schönen, wieder 14000 Bewohner zählenden Stadt Chios in Trümmern, von denen eine dichte Schuttwolke, auf mehrere Minuten die Luft verfinstern-



emporwirbelte. Alle, welche sich in den Kirchen befanden — und auch viele Andere, die nicht nach dem ersten Stoße sofort in's Freie geeilt waren — lagen am Boden, die meisten von den einstürzenden Häusern begraben. Viele von ihnen waren erschlagen, noch erheblich mehrere aber mehr oder minder schwer verletzt. Ein schreckliches Bammern und Klagen erscholl von allen Seiten. Die nur leicht Verletzten oder unversehrt Gebliebenen beweinten ihre dem Schreckniß zum Opfer gefallenem Angehörigen; die unter den Trümmern Liegenden, von denen Einzelne in gradezu schauerhafter Weise verstümmelt waren, ächzten und wimmerten unter ihren Schmerzen oder schrieten laut um Rettung aus ihrem lebendigen Grabe. Bei dem Schrecken, welcher Alle — auch die, welche ganz unversehrt geblieben waren — erfaßt hatte, und bei der denselben begleitenden allgemeinen Verwirrung, trat die doch so nöthige eilige Hilfe nur zögernd und nicht im erforderlichen Umfange ein. Gar Mancher starb, der wohl gerettet worden, wenn seine Wunden zu rechter Zeit verbunden worden wären. Andere, die nur leicht verletzt, aber die in abgelegenen Gassen oder Häuserteilen verschüttet worden waren, fand man, als endlich auch zu ihnen die Helfer drangen, verhungert vor. Es war ein Tag des Entsetzens und des schwersten Unheils für Chios, dieser „Sonntag Judica“. Er war es um so mehr, als auch — die Hilfe hemmend, das Entsetzen steigend und die Verwirrung und Rathlosigkeit noch vermehrend — an den nachfolgenden Tagen Erd-

beben stattfanden. Wenn nun auch an ihnen die Erdstöße nicht ganz so heftig waren, wie am 3. April, so reichten sie doch hin, so ziemlich Alles, was diese noch stehen gelassen, zu Boden zu werfen. Ja selbst am 11. April, als man schon Alles vorüber und jede Gefahr beseitigt glaubte, fand noch ein nachträgliches, glücklicher Weise schwächeres Erdbeben statt. Uebrigens beschränkten an allen vier Tagen die Erdstöße sich keineswegs auf den Umkreis der Hauptstadt, sondern dehnten sich über die ganze Insel aus. In den höher gelegenen Gegenden wurden sie nur wenig verspürt; in allen Orten des Flachlandes aber richteten sie mehr oder minder erhebliche Verwüstungen an Gebäuden, Wein- gärten und sonstigen Anpflanzungen an und forderten mehr oder minder zahlreiche Opfer an Menschenleben; die meisten in dem Marktflecken Nevitia. Der angerichtete sächliche Schaden beziffert sich auf mehrere Millionen Mark. Viel mehr aber noch ist der Tod von reichlich fünftausend Menschen zu beklagen, welche von den zusammenstürzenden Gebäuden erschlagen wurden oder solchen qualvoll unter deren Trümmern fanden. Desgleichen die Verwundung von nahezu achttausend anderen; zumal von der, die größere Halbscheid ausmachenden Zahl der schwer Verletzten noch nachträglich mehrere Hundert gestorben, andere Hunderte aber für ihr ganzes Leben zu Krüppeln geworden sind. Wahrlich, eine Unsumme des Jammers und Elends!



### Erster Schulgang.

Von Cäcilie Mölke.

Nun ist die Zeit vorüber,  
Wo bis zum Abend spät  
Der Tag in lauter Spielen  
Und Müßiggang vergeht.  
Jetzt geht es in die Schule,  
Sei fest mein kleiner Mann,  
Jetzt geht der Ernst des Lebens  
Ganz sachte bei Dir an!

Hier ist der neue Ranzen,  
Wie riecht er kräftig neu,  
Auf Deinem Weg zur Schule  
Er nie zur Last Dir sei;  
Hier ist die schwarze Tafel,  
Beschrieben ward sie nie,  
Da prangt von Deiner Hand bald  
Zuerst ein kleines i.



Darauf, hier auf den Rahmen  
 Von schneelig weißem Holz,  
 Da schreib' ich Deinen Namen  
 Lateinisch, groß und stolz;  
 Hier ist der Schieferkasten  
 Und Lineal und Blei,  
 Da auch ein neues Schwämmchen,  
 Der Schieferstifte drei!

Hier ist auch was Gedrucktes,  
 Gelehrsamkeit genug,  
 Das ist, mein lieber Junge,  
 Dein erstes Lesebuch,  
 Da wirst Du Dich bald plagen  
 Mit „Fisch und Rad und Hut,“  
 Und bald, in wenig Wochen,  
 Da liest Du schon ganz gut.

Wir packen's in den Ranzen,  
 Er wird doch nicht zu schwer?  
 Und sieh, wie nett, Dein Schwämmchen,  
 Das baumelt hin und her.  
 Da ist auch noch Dein Frühstück,  
 Ein Brötchen stecke ein,  
 Das wird zur Zwischenstunde  
 Dir sehr willkommen sein.

Nun ist der Schulbus fertig, —  
 Nun lieber Junge lauf',  
 Dort nach dem großen Hause;  
 Paß immer recht hübsch auf.  
 Und kommst Du dann nach Hause,  
 So gibt's was Gutes heut,  
 Dann ist für unser „Schulkind“  
 Die Zuckerbüte bereit! —

## Drei Kameraden.

Von A. Kneiß.

(Zu dem Bilde Seite 385.)

Der Bello war immer ein treuer Gespieler,  
 D'rum liebten ihn auch der Kinder so viele;  
 Er tanzte mit ihnen so gut es nur ging  
 Und folgte mit Freunden dem leisesten Wink.

Und gingen das Hänschen und Lieschen  
 spazieren,  
 So mußte der Bello flott apportieren,  
 Er mußte mit ihnen an jeglichen Ort,  
 Denn ohne ihn ging es ja gar nicht fort.

Des Nachts dann hielt er gewissenhaft  
 Wache,  
 War auch den Dieben stets auf dem Dache  
 Er wankte und wick von den Kleinen nie,  
 Das gute, liebe, getreue Vieh.

Einst wollte klein Hänschen schreiben soeben,  
 Was heute der Lehrer ihm aufgegeben,  
 Da schauten Lieschen und Bello darein,  
 Als ob sie verständen, was richtig und fein.

D'rauf setzt sich schlichtern zum Rechnen nieder  
 Der Kleine — die Beiden betrachten ihn wieder,  
 Sie schauen verwundert und traurig darein, —  
 Hier wird wohl ihr Wissen zu Ende sein.

### Auflösungen der Buchstabenräthsel in Nr. 23:

1. Dose, Hefe, Gose, Rose.
2. Gries, Greis.
3. Stahl, Stuhl.
4. Gabel, Giebel, Geibel.
5. Hand, Hund.
6. Wand, Wind.

### Auflösung der Aufgabe in Nr. 23:

Gotha, Goethe, Frene, Hatto, Thüringen.





O. Schulz gez

Ein Blütenzweig des Djambu-Apfelbaumes. (Siehe Seite 394.)

Redaktion und Verlag: G. Schwetschke, Sep.-Cto., in Halle. Gebauer-Schwetschke'sche Buchdruckerei in Halle.  
 Preis vierteljährlich 2 Mark. Die Bände I–XII der „Illustrirten Zeitung für Kleine Leute“ sind zum Preise von 4 Mark pro  
 Band in allen Buchhandlungen zu haben.